

Kostenfreier Abdrucktext

Der folgende Text ist dem Buch **Mein Herz blieb in Russland** entnommen.

Den Text stellen wir zum kostenfreien Abdruck zur Verfügung.
Als Gegenleistung erwarten wir lediglich die Veröffentlichung der nachstehenden bibliographischen Daten mit einem kleinen Buchcover von mindestens 30 mm Breite. Bitte senden Sie uns einen Beleg zu. Herzlichen Dank!

Larissa Dyck, Heinrich Mehl (Hg.)

Mein Herz blieb in Russland

Russlanddeutsche erzählen aus ihrem Leben.

33 Zeitzeugen-Erinnerungen, 448 Seiten, 60 Abbildungen,

2 doppelseitige Karten mit Siedlungsgebieten.

Zeitgut Schicksale, Gebundene Ausgabe

ISBN 978-3-86614-145-2

Euro 22,90

Wir bedanken uns für die Zusammenarbeit und stehen Ihnen gern für Rückfragen bereit.

Mit freundlichen Grüßen



Daniel Schlie

Pressekontakt

Daniel Schlie

Öffentlichkeitsarbeit

Zeitgut Verlag GmbH

Klausenpaß 14

daniel.schlie@zeitgut.de

Tel: 030 - 70 20 93 10

Fax: 030 - 70 20 93 22

12107 Berlin

www.zeitgut.de



[Geboren 1937 in Unterwalden an der Wolga]

Friedrich Naumann

Workuta bleibt ewig in Erinnerung

Den schönen Vornamen Friedrich hatte mein Vater für mich ausgesucht, der sich im Leben nichts sehnlicher wünschte als Frieden. 1905 geboren, hatte er als junger Mann das Unglück des Ersten Weltkriegs, die Wirren der Russischen Revolution, die Tragödie des Bürgerkriegs sowie die Hungerkatastrophen an der Wolga erlebt. Viele Jahre aber – in der sibirischen Verbannung, später in Kasachstan und in der Ukraine – nannten mich meine Freunde und auch meine Familie Fjodor – zu Deutsch Theodor. Mein Familienname Naumann hat, wie mir eine Philologin sagte, etwas mit Nautik zu tun, der Orientierung auf dem Meer: Naumann – der Mann, der die Nautik beherrscht. Das klingt in meinen Ohren interessant, und obwohl ich kein Seemann bin, verbringe ich heute meinen Lebensabend immerhin am Meer.

Geboren wurde ich in Unterwalden an der Wolga; dorthin hatte es bereits meine hessischen Vorfahren im 18. Jahrhundert verschlagen. Ob sie auf ihrem Weg nach Russland mit dem Schiff über die Ostsee fuhren und sich dabei an den Sternen orientierten, ist mir nicht bekannt. Sicher ist aber, dass mein Urgroßvater Johannes es zu einem wohlhabenden Leben an der Wolga gebracht hatte; er besaß größere Ackerflächen, Vieh und zwei Getreidemühlen.

Mein Großvater Andrej war Schuster. Ihn und meine Großmutter konnte ich allerdings nie kennenlernen; meine Eltern,

Karl und Dorothea, waren in den schwierigen dreißiger Jahren auf der Suche nach Arbeit aus Unterwalden weggezogen: Einige Zeit lebten sie sogar in Moskau, dann ließen sie sich in Gorki nieder, wo Vater eine Stelle als Handwerker fand.

Die Stadt Gorki, heute Nischni Nowgorod, lag zwar ebenfalls an der Wolga, aber außerhalb der Autonomen Republik der Wolgadeutschen. Nach Ausbruch des Krieges wurden wir später als unsere Verwandten aus Unterwalden deportiert und auch nicht wie sie nach Kasachstan, sondern in das sibirische Dorf Uspenka. Bald nach unserer Ankunft in Sibirien wurde mein Vater zum Holzfällen in den Ural abkommandiert.

Nach seiner Rückkehr, mein Bruder Adolf und ich waren noch im Vorschulalter, lebte er einige Monate bei uns in Uspenka; er versorgte die Pferde der Kolchose, Mutter arbeitete in einer Butterfabrik.

»Workuta« – dieses schreckliche Wort

Erst 1943 traf uns das Unglück mit voller Wucht: Vater erhielt einen Einberufungsbefehl in die Zwangsarmee und wurde nach Workuta verschleppt, in ein Arbeitslager hinter Stacheldraht.

Workuta ist heute eine entwickelte Stadt nördlich des Polarkreises mit zwar subarktischem Klima, aber doch erträglichen Lebensbedingungen. Wer denkt beim Durchqueren der Stadt schon daran, unter welchen Voraussetzungen sie einmal gebaut wurde?

Vater erzählte mir mehr darüber: Als »Volksfeind« deutscher Abstammung wurde er in Workuta zusammen mit kriminellen Russen untergebracht, viele hatten ein Strafmaß von 25 Jahren zu verbüßen. Bewacht wurde das Lager von der »Kommandantur«. Während die Wachsoldaten warme weiße Pelzjacken trugen, hatten mein Vater und die anderen Zwangsarbeiter aus Säcken genähte Kleider an, in denen sie bis zu 50 Grad Frost ertragen mussten. Unter Tage, gebückt

oder kniend in niedrigen Schächten, bauten sie Steinkohle ab. Nur wer die Norm erfüllte, bekam die volle Brotration – 400 Gramm pro Tag und eine dünne Suppe mit einigen Körnern darin, die sogenannte Balanda. Viele starben vor Erschöpfung, einige kamen am Ende ihrer Lebenskräfte noch in ein »Lazarett«, wo sie aber weder Medikamente noch besseres Essen erhielten – die »Ärzte« begutachteten lediglich, wie weit ihre Hüftknochen vorstanden. Nach so einer »Visite« wurden manche wieder für gesund erklärt und zurück ins Bergwerk geschickt. Besonders Geschwächten gönnte man einige Tage Arbeitspause.

Lebenszeichen

Fiel ein Gefangener am Ende eines Arbeitstages auf dem Weg zur Baracke erschöpft in den Schnee, half niemand ihm auf die Beine; die bewachte Kolonne marschierte weiter. Dem Gefallenen blieb nur noch eine Hoffnung: ein Pferdeschlitten, der die entkräfteten Zwangsarbeiter auf sammelte. Hörte er das Knirschen des Schnees unter den Pferdehufen, musste er sich mit letzter Kraft aufbäumen. Diejenigen, die das schafften, wurden auf den Schlitten gezogen und ins Lazarett gebracht; die anderen erfroren. Die Leichen wurden gestapelt, mit Masut übergossen und verbrannt.

Mein Vater war nicht besonders groß, aber kräftig; seinen Mut fand er im christlichen Glauben. Doch nach vielen Monaten in Workuta fürchtete er, bald zur »alten Garde« zu gehören – zu denen, die immer noch lebten. Wenn er den nie abbreißenden Strom neu ankommender Gefangener sah, fragte er sich: Wann bin ich dran? Wie lange noch halte ich das aus?

Dazu kamen die Schneestürme. Vater erklärte mir den Unterschied zwischen »Buran« und »Purga«: Während bei einem Buran der Wind nur aus einer Richtung kommt, dreht der Wind bei einer Purga ständig. Wenn die Purga wirbelte, mussten sich die Zwangsarbeiter auf dem Weg von der Baracke zur Kantine an einem Seil festhalten. Wehe dem, der das

Seil aus der Hand ließ – der war verloren! Er wurde vom Wind beiseite geschoben und erfror im Schnee.

Eines Tages wurde Vater schwindelig und fiel ohnmächtig in den Schnee. Als er wieder zu Bewusstsein kam, wartete er angespannt auf das knirschende Geräusch – bloß nicht den Schlitten verpassen! Dann hörte er das Schneeknirschen, hob sich mit einem Ruck auf die Knie – und wurde bemerkt. Eine Woche verbrachte er im Lazarett. Die Haut über seiner Hüfte war bereits eingerissen, Vater sah etwas gelbe Flüssigkeit und dann den eigenen Knochen.

Doch im Lazarett erlebte er ein Wunder. Ein Soldat mit Maschinengewehr kam herein und fragte die Kranken:

»Wer kann Schuhe machen?«

Mein Vater überlegte nicht lange und meldete sich – ein bisschen Ahnung vom Schustern hatte er durch seinen Vater. Von da an musste er nicht mehr halbverhungert in den Schacht kriechen.

Gegen Ende des Krieges erreichte ihn ein Päckchen von seiner Frau. Darin befand sich Tabak, der im Lager Gold wert war, denn einige Raucher tauschten gegen eine Zigarette ihre gesamte Brotration. Mein Vater rauchte Pfeife und hatte auch im Lager eine, doch einige Zeit konnte er auch ohne Tabak auskommen. Das Päckchen, gleichzeitig ein Lebenszeichen von seiner Frau, stimmte ihn sehr froh – bis ihn ein Krimineller, der auf Vater wie ein Gorilla wirkte, packte, in die Luft hob, schüttelte und ihm den gesamten Tabak wegnahm. Als er ging, knurrte er noch:

»Das nächste Mal bringst du ihn mir selbst.« Zum Glück erhielt Vater kein weiteres Päckchen.

»Darf ich eintreten?«

Im Gegensatz zu Vater ging es Mutter und uns Kindern in Sibirien relativ gut. Bald zogen wir in ein größeres Dorf, nach Malyschinka, wo Adolf und ich die Schule besuchten. Meine Mutter bekam eine Stelle in der örtlichen Butterfabrik. In

meiner Klasse hatte ich einen russischen Freund, Schura. Nie werde ich den Tag nach dem Kriegsende vergessen, an dem Schuras Vater nach Hause kam: Als wir ihn sahen, rann-ten wir ihm entgegen. Er hob Schura hoch, dann mich, um-armte und küsste uns. Der Krieg war vorbei, das Leiden war vorbei – wie freuten wir uns des Lebens!

Manchmal aber gaben mir die anderen Kinder auch zu ver- stehen, dass ich als Deutscher nicht zu ihnen gehörte. Igor, ein Mitschüler, nannte mich öfter »Faschist«, weshalb ich mich immer wieder mit ihm prügelte. Eines Tages teilte ich besonders viele Kinnhaken aus, und der Schuldirektor rief uns in sein Büro. Auch Igors Eltern waren dort, außer sich vor Empörung. Meine Mutter schwieg. Unsere Klassenleh- rerin und der Direktor hörten sich ihre Klagen an:

»Man darf doch nicht zulassen, dass unser Sohn so zuge- richtet wird, und das noch dazu von einem Deutschen. Wo- für haben wir unser Blut an der Front vergossen? Dafür, dass irgendwelche Faschisten unsere Kinder hier verkrüppeln?!«

Unser Direktor, Pjotr Karlowitsch Shelnerski – er hatte an der Front gekämpft und im Krieg ein Bein verloren –, blickte mir in die Augen und fragte mich:

»Weshalb hast du ihn verprügelt?«

Ich schwieg. Der Direktor wies auf ein Sofa und sagte zu Igor und mir:

»Setzt euch dorthin.«

Er fügte hinzu: »Alle anderen können gehen.«

Nun hockten wir Jungen auf dem schwarzen Direktoren- sofa, Pjotr Karlowitsch saß uns gegenüber.

»Weshalb hast du ihn verprügelt?«, wiederholte er.

Ich nahm allen Mut zusammen und antwortete:

»Weil er mich einen Faschisten nennt.«

Der Direktor wandte sich an Igor:

»Weißt du, wer ein Faschist ist?«

Igor blickte düster und schwieg. Da begann Pjotr Karlo- witsch zu erzählen: von verbrannten weißrussischen Dörfern,

von angeschossenen und lebendig begrabenen Frauen und Kindern, von KZ-Häftlingen. Bald fingen wir beide an zu schluchzen.

»Ihr müsst euch versöhnen«, sagte der Direktor fest.

So entschuldigte ich mich bei ihm, Igor bei mir, und wir schlossen unseren Frieden. Später ließen wir sogar gemeinsam Tauben in die Luft steigen; Igor war ein Taubennarr, genau wie ich. In der Schule führte der Direktor fortan eine eigene Stunde zum Thema Faschismus ein.

Nach Jahren in Verbannung und Zwangsarbeit kam mein Vater im Sommer 1947 nach Hause. Wir saßen auf dem russischen Ofen, wo wir unsere Schlafplätze hatten, als die Haustür aufging. Ein Mann mit einem Sack auf dem Rücken fragte mit tiefer Stimme:

»Darf ich eintreten?«

Wir erkannten Vater nicht sofort. Seine Stimme klang zwar vertraut, aber die auf Russisch gestellte Frage irritierte uns. Als wir endlich begriffen, kannte unser Jubel keine Grenzen. Ich rannte zu Mutter in die Butterfabrik, sie flog ihrem Mann entgegen, ihre langen Haare lösten sich und wehten im Wind.

...